vorbereiten, studieren die jungen Damen mit Vorliebe alle Einzelheiten der Haushaltung."

Die Universität ist ein gewaltiger Häuserkomplex von etwa 50 Bauten, mit dem modernsten Komfort eingerichtet, und reges Leben und Lernen herrscht überall in den weiten Studiensälen, den Bibliotheken, Laboratorien, den Zeichenateliers, den Schneiderstuben, Küchen, Gärten und Ackerfeldern. Die Zahl der Unterrichtsfächer ist außerordentlich groß und umfaßt nicht nur alle Wissenschaften, sondern den Stoff der Handels-, Ackerbau-, Hausarbeits- und Haushaltungsschulen. Während in der naturwissenschaftlichen Klasse die Studentinnen eifrig über das Mikroskop gebückt studieren und in den Laboratorien chemische Analysen machen, haben andere „Teestunde", um nach der uralten Weise der Vorfahren die Kunst der Teebereitung zu erlernen. So eint sich Allermodernstes und Allerältestes in der japanischen Frauenuniversität zum harmonischen Ganzen.

Der Brief der eleganten Frau.

Auch der Brief hat seine Moden. Schrift, Format, Papier — alles unterliegt den wechselnden Launen des Geschmackes. Wie lange ist es her, da verspottete man die „Krähenfüßchen" der Frauenschrift, die damals allgemein klein und kritzelig war! Das hat sich heute völlig geändert. Die elegante Frau von heute hat eine große, kräftige, offene Handschrift. Pierre de Trevieres teilt in einem Aufsatze der in Berlin bei Paul Cassirer verlegten „Gazette du Bon Ton" mit, daß die Schrift der vornehmen Pariserin gegenwärtig kleine Buchstaben von 12 bis 15 Millimetern zeigt, während für die großen Buchstaben 25 bis 30 Millimeter gebraucht werden. Ungefähr innerhalb dieser Grenzen bewegen sich die Größenverhältnisse der Schrift der eleganten Dame, auf deren Entwickelung unzweifelhaft das englische Beispiel eingewirkt hat. Jedenfalls ist diese großzügige Handschrift den Krähenfüßchen von ehedem an Schönheit überlegen. Große Handschriften bedingen natürlich auch große Papierformate. Die Tage jener Miniatrvbriefe, die die Damen einst liebten, sind dahin; das gelünstelte Format der gegenwärtigen Mode zeigt eine Länge von 150 bis 200 Millimetern und eine Breite von 90 bis 130 Millimetern. Sehr beliebt ist auch ein Format von übereinstimmender Breite: 175 bis 220 Millimeter auf eine Länge von 150 Millimetern. Diese stattlichen breiten Bogen werden nur einmal gefaltet und in einem Umschlag von nicht minder stattlichem Breitformate gesteckt, den man am liebsten an der Seite schließt.

Auch auf die Wahl der Papierart hat die Mode ihren Einfluß ausgeübt. Die dicken, glatten Papiere von ehedem sind streng verpönt; man wählt mit Vorliebe rauhe, aber leichte Papiere, in deren Auswahl im übrigen jeder Geschmack zulässig ist — mit Ausnahme des Auffälligen. Man kann auch graues, blaues, grünes, strohfarbenes Papier benutzen, aber unter allen Umständen muß die gewählte Farbe durchaus zurückhaltend sein. Uebrigens scheint die Mode in allerjüngster Zeit dem weißen Papiere sich wieder mehr zuzuwenden. Der Briefumschlag muß auf jeden Fall undurchsichtig sein, jedoch ist er innen mit farbigem Papier gefüttert. Manche Damen sehen überhaupt vom Gebrauche des Briefumschlages ab und bedienen sich großer Briefbogen, die drei- oder sechsmal gefaltet und dann mit einem eleganten Wachssiegel geschlossen werden. Zuweilen benutzt man auch zwei Siegel an. Das ist also der Typus des eleganten Briefes, wie er vor der Erfindung des Briefumschlages gebräuchlich war. Die Postkarte ist, mit einziger Ausnahme der Ansichtskarte, unter allen Umständen verpönt, wogegen das Briefkärtchen für kürzere Mitteilungen sein Recht behält. Man wählt dazu ein ziemlich festes Papier, dessen Ecken abgerundet und vergoldet werden.

Willy Fuhrmann
Oberammergau im bayer. Hochgeb.
Spezialhaus echt oberbayer. imprägniert-wasserdichter Gebirgs-
Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel
für Beruf, Reise u. Sport
f. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen.
Jedes Stück wird nach Mass angefertigt.
Spezialität:
Federleichte poröse Kamelhaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.
Reich illustr. Katalog II u. Musterkollektion kostenlos.

Jeder Vogel hat verschiedene Federn, so auch der Strauß. Kaufen Sie deshalb nur
Edelstraußfedern.
Solche kosten:
40 cm lang, 20 cm breit, nur 10.— Mark
50 „ „ 20 „ „ 15.— „
60 „ „ 25 „ „ 25.— „
Schmale Federn 40—60 cm lang 1.—3 Mark.
Alle Federn schwarz, weiß u. farbig billig u. Ausstellung.
Nur zu haben bei
Hesse, Dresden, Scheffelstraße.
Größtgeschätzte Blumen i. Lorbeer und war 3 Mark.
H.H.
Angm.

Lustige Ecke.

Ein gewissenhafter Schutzmann. Die kleine französische Gemeinde Marell-Marly kann sich rühmen, einen Ortspolizisten zu besitzen, der es mit seiner Dienstvorschrift so genau nimmt, daß alle Schutzleute der Welt sich an ihm ein Beispiel nehmen könnten, denn dieser Schutzmann dreht und deutelt nicht an dem Wort des Gesetzes, sondern er befolgt es buchstäblich und ohne Zaudern. Am letzten Donnerstag erschien er beim Dorfschulen und meldete mit amtlichem Ernste, daß er soeben einen „Uebertreter" verhaftet habe. „Bringe ihn herein," meinte der Schulze. „Das geht nicht," erklärte der Polizist, „denn ich habe sie an der Tür angebunden." „Was „sie"? Wie so an der Tür angebunden?" fragte der nicht wenig verblüffte und beunruhigte Vorgesetzte. Worauf der Polizist mit dem gebührenden Ernste amtlich meldete: „Motorfeuer, es ist eine Kuh, sie brach in die Wiesen ein. Ich forderte sie auf, sofort weiter zu gehen, aber sie tat es nicht. Da habe ich sie verhaftet . . ."

Der Ueber-Friseur. „Was ist die beste Leistung, die Du je vollbracht hast?" fragte der erste Barbier. „Ich rasierte einmal einen Dern . . ." sagte der zweite. „Nun und?" „Dann überredete ich ihn dazu, sich die Haare schneiden und shampunieren zu lassen; dann verabreichte ich ihm eine Gesichtsmassage, eine elektrische Dusche, eine Hautwaschung und manicurte ihn." „Und dann?" „Dann mußte er wieder rasiert werden."

Erklärliche Wildheit. „Ja," erklärt der alte Seefahrer, „als ich in Südamerika Schiffbruch erlitt, stieß ich auf einen Stamm wilder Frauen, die keine Jungen hatten." „Um Gottes willen," ruft eine Zuhörerin, „wie konnten sie denn sprechen?" „Ja," erklärt der Seebär, „sie konnten ja nicht, und das war es ja gerade, was sie so wild machte."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 47:
„Stille, Postille, Bastille, Destille".

Wir haben wieder so viele richtige Lösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Buch der Liebe
von Robert Prutz, eleg. geb.
entfiel auf **Martha Mattern**, hier.

Rätsel.

Homonym.

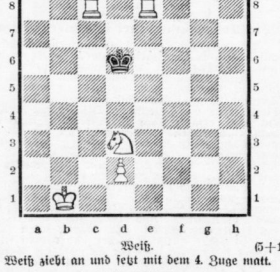
Der ist es, der von andrer Art;
Der ist es nicht, der andern gleicht.
Der ist es, der im Tod erbleicht,
Der nicht, der sich das Leben wahrt.

Prämie: Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften.
Ausgewählt von Werner. 2 Bde., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von Dr. O. Blumenthal in Berlin.



Weiß. (5+1)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 46.
Dreizüger von M. Kurfeld in Kottbus.
W. Ke5, Db6, Lt2, Sd2, d8, Bd7, e4, g4, h2, h3.
Schw. Ke5, La4, h8, Sa6, e2 To7, b7, Bb3, b5, b7, f4, g6.
1. g4—g5 Th3: (f7). 2. De6+.
1. . . . . f3. 2. Dd4+. — 1. . . . . b4. 2. Dd6+.
1. . . . . To8. 2. deD+. — 1. . . . . beliebig. 2. Le5.

Vom Büchertisch.

* Der **„Kalender des Deutschen Flotten-Vereins"** liegt, geschmückt mit zwei reizenden Bildern im Vierfarbendruck, sowie mit einer Anzahl weiterer Illustrationen, für das Jahr 1914 vor. Zum Teil der Belehrung, vorzugsweise aber der Unterhaltung gewidmet, bringt er neben einer knappen Darstellung der Entwicklung der Marinen im letzten Jahre einen sehr übersichtlichen Flottenstärkevergleich, eine Liste der deutschen Kriegsschiffe und kurzgefaßte Angaben über die verschiedenen Luftfahrzeuge zur See, und daneben eine Reihe von Aufsätzen und glücklich gewählten Erzählungen und Skizzen aus Kriegs- und Handelsmarine und den Kolonien. Zu beziehen von der Präsidialgeschäftsstelle des Deutschen Flotten-Vereins, Berlin W., Karlsbad 4. Preis 50 Pf.

* **Nun an den Feind!" von Max Kampf und Tod auf See** von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D. Preis kart. 2 M., geb. 3 M. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Der bekannte Marineschriftsteller hat in dem schmuck ausgestatteten Buch eine Anzahl prächtiger Skizzen vereinigt, die an Frische, Schneid und Lebendigkeit ihresgleichen suchen. Skizzen, wie z. B. „Das Vorbild" wirken direkt erzieherisch. Das Buch wird sicherlich seinen Weg machen.

* **Trowitzsch's verbesserter Kalender für 1914** (214. Jahrgang. Preis broschiert 40 Pf., kartoniert mit Schreibpapier durchschossen 50 Pf., auch in Quartformat zu haben. Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. 48).

* **„Ins Ausland."** Ratgeberschrift für deutsche Auslands-Interessen. Hefttreis 1,50 M., durch alle Buchhandlungen oder den Verlag Johann Schorpp in Leipzig, Wiesenstraße 21, zu beziehen.

* **Max Osiah, Giorgione.** Ein Roman aus der italienischen Renaissance. Mit 8 Kunstbeilagen im Lichtdruck. Leipzig, Verlag von Georg Merseburger. Preis brosch. 5 M., geb. 6 M. Das ganze buntfarbige, kunstfrohe Treiben der Renaissance wird vor uns lebendig, der ganze Kreis fröhlicher und wertvoller Menschen, die alle in sich einen Teil von der warmen Sonne und dem leuchtenden Blütenprangen des Südens tragen. In ihrer Mitte steht Giorgione, ein Mensch voll Hoffnung und Sehnsucht, dem das schwere innere Erlebnis sich befreiend zum Kunstwerk gestaltet. Und in bangen, düsteren Farben schildert dann Osiah die Schreckensseit, das Würgen der Pest. Auch Giorgione wird dahingerafft, aber erlöst aus Irrtümern und Zweifeln zu höherem Glauben an die hehrste Religion: die Kunst. Nur ein Künstler konnte dieses Buch schreiben, der mit liebevollem Verstehen eines Künstlers Seele, eines Künstlers Fühlen zu deuten weiß. Das gibt dem Buch seinen Wert, das wird ihm den Weg weisen zu dem Herzen der Menschen.

* **Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.** Ausgearbeitet, übersetzt und eingeleitet von Hans Floerke. Zwei Bände mit zahlreichen Bildbeigaben, der Band geheftet 5 M., geb. 7 M., Luxusausgabe 16 M. Georg Müller Verlag, München. Mit den Erinnerungen des Kardinals von Retz schien die französische Memoirenliteratur einen Gipfel erreicht zu haben, der nicht überboten werden konnte. Da kamen die Erinnerungen des Herzogs von Saint-Simon (1675—1755), die alles, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war, in den Schatten stellten. Es dauerte freilich lange, bis man begriff, was hier vorlag; denn die ersten Ausgaben, die von 1781 ab erschienen, waren aus Gründen, die später ihre Stichhaltigkeit verloren, heillos verstümmelt, und erst 1829/30 erschien eine einundzwanzigbändige Ausgabe, die nach dem Originalmanuskript hergestellt und einigermaßen befriedigend war. Saint-Simon ist nicht allein einer der schärfsten Beobachter, die uns den Niederschlag dessen, was sie gesehen, hinterlassen haben, dieser glänzende und unermüdliche Schilderer hat auch das Glück der Autor reichsten Gelegenheit an einem Hofe, der damals an europäischer Bedeutung von keinem anderen übertroffen wurde.

* **Larrey.** Der Chefchirurg Napoleons I. 1812/1813. Von Prof. Dr. Peter Bergell und R. Klitscher. Mit 2 Bildnissen Larreys (Berlin SW. 68, Carl Marschner, Preis brosch. 2,50 M., geb. 3 M.) Das vorliegende Buch bietet jedem, der sich für die Geschichte des großen Napoleon interessiert, wertvollen Lesestoff und neue Gesichtspunkte.

* **John William Nylander: „Signal P. S."** und andere Erzählungen aus meinem Seemannsleben (Seewolf, 3. Folge). Leipzig, Verlag der Nordischen Bücherei von Georg Merseburger (aus der Sammlung „Bücher für die ganze Familie"). Preis brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M. Nylander, der ehemalige Matrose und finnische Freiheitskämpfer, hat für seine prachtvollen Seewolferzählungen den Literaturpreis der finnischen Regierung bekommen. In Deutschland sind seine Bände „Seewolf", „Der Schoner Lizzi Gray" und die köstliche Knabenerzählung „Die Jungen auf Mesfola" mit großer Begeisterung willkommen geheißen worden.

* **„Leipziger Illustrierte Zeitung."** Wöchentlich eine Nummer. Verlag J. J. Weber in Leipzig.

* **„Die Gartenlaube."** Wöchentlich 1 Heft. Vierteljahrs-Abonnement 2 M. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (Alex. Scherl).

* **„Zur guten Stunde"**, illustrierte Familienzeitschrift, aller 14 Tage ein Heft für 40 Pf. Verlag Bong & Co., Berlin, Leipzig, Stuttgart, Wien.

* **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens."** Neu erschienen sind Band 10 und 11, die, wie immer, reichhaltig ausgestattet sind. Die stattlichen Bände der bekannten Sammlung erscheinen in der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart Berlin und Leipzig.

* **„Wiegendorfer Blätter"**, Zeitschrift für Humor und Kunst. Verlag J. F. Schreiber, München und Eßlingen.

* **„Salonblatt."** Illustr. hochaktuelle Familienzeitschrift. Herausgeber Hugo P. Fechler, Dresden-A. 3, Nöthnitzstraße 12.

* **„Jugend"**, vierteljährlich (13 Nummern) 4 M. G. Hirths Verlag G. m. b. H., München.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 48 — Halle a. S., Sonntag, den 30. November — 1913

Die Reue eines verlorenen Lebens wird zur Furie mancher Menschen, die zu spät einsehen, was sie tun sollten, was sie wirklich getan haben.
Chr. Ernst Graf. v. Benthel-Sternau.

Das Kind Gottes.

Eine Anekdote von **Wilhelm Schäfer.**

In einer der rheinischen Garnisonen, wo morgens die Offizierstöchter mit Marktkörben einkaufen gehen und nachmittags die Leutnants auf den Straßen für die jungen Mädchen ein geläufiges Vergüngen sind, kannte man vor reichlich zwanzig Jahren einen Hauptmann der Artillerie namens Schäfer, der durch seine lange Gestalt zum mindesten für die Kinder eine Sehenswürdigkeit der kleinen Stadt vorstellte. Er stammte aus Westfalen und war ein Pfarrerssohn, den mehr die Soldatenleidenschaft eines wohlhabenden Onkels und Kriegsveteranen als eigene Neigung zum Offizier gemacht hatte: ein herzensguter Mensch, dem zu hauen und zu stechen kein Bedürfnis war und den die Kameraden scherzhaft das Kind Gottes nannten. Trotzdem galt er nicht einmal als schlechter Soldat, er hatte sich mit seiner westfälischen Pflichterfüllung bis zum Hauptmann durchgebracht, als sich das Mißgeschick an ihm versuchte.

Bei einem Herbstmanöver auf dem Westerwald passierte ihm das Unglück — gerade am vorletzten Tage, als er mit einer geschickt gewählten Stellung einer Batterie günstig abgeschnitten hatte — daß ihn sein Gaul in einen sumpfigen Graben warf, der einer Knochenmühle das Wasser zuleitete und an der Stelle mit einem steinernen Wehr gestaut war. So unglücklich traf er im Sturz auf die Kante, daß er nicht nur das linke Schlüsselbein brach, sondern auch noch eine nicht unerhebliche Gehirnerschütterung davon trug. Man brachte ihn bewußtlos in das Pfarrhaus zurück, wo er die letzte Nacht im Quartier gelegen hatte und wo der Pfarrer zufällig ein Studiengenosse seines Vaters war. Da lag er fast einen Monat lang in guter Pflege, indem die Haustochter — ein nicht mehr junges Mädchen, das dem verwitweten Vater den Haushalt führte — eine in Marburg ausgebildete Krankenschwester war. Sie legte seinem Fieber das kühlende Eis auf und stellte mit ihrer geübten Sorgfalt das Menschenwesen vor, an dem sich sein Bewußtsein aus den hitzigen Träumen wieder in die Alltäglichkeit zurück fand, wo er laut seinen Papieren zwar ein Hauptmann und Batteriechef, in der von ihm gefühlten Wirklichkeit aber noch einmal der gläubige Himmel jugendlicher Ferientage war, der um einer Ursache willen nicht aus dem Bett durfte, darin er mit seinen langen Gliedmaßen wie ein Riese lag, indessen eine zierliche Menschin emsig zuging, ihn zu pflegen.

Sein Leben war bis dahin gelaufen, wie es den Leutnants vorgeschrieben ist: vom pünktlich abgezirkelten Schlaf durch den ganzen Tag im Dienst, auf der Straße wie in der Kaserne, beim Essen und beim Tanzen in der Disziplin von Verpflichtungen, deren peinliche Erfüllung ebenso zur Karriere gehörte wie die Kasernenpflicht: ein Leben, das eigentlich nur durch die Kameradschaftlichkeit einen wärmeren Klang bekam, und gerade da hatte es bei ihm gefehlt, der seinen Dienst mehr wie ein Beamter an der Bahn oder Post tat und eigentlich nichts inniger wünschte als die bürgerliche Behaglichkeit einer solchen Stellung. Nun er sich aus dem atemlosen Drill wieder in das Bett seiner Knabenzeit gelegt sah, erwachte die Sehnsucht nach friedlichen Atemzügen und häuslicher Wärme so stark in ihm, daß er sich innerlich wünschte, garnicht mehr in sein Kasernendasein zurück zu müssen.

Ohne daß er es merkte, legte ihm das Schicksal mit dieser Sehnsucht eine Schlinge um den Hals; denn als er, dem die Pfarrerstochter in der Schelmischen Tüchtigkeit ihres Wesens recht das Sinnbild eines sonnig gestellten Lebenskreises schien, sich erst mit ihr verlobt hatte, war ihm mit dieser Verpflichtung endgültig der Weg gerade in das Dasein verlegt, das er mit ihr erringen wollte: da sie nicht vermögend war, hieß es nun erst recht, sich in dem einmal auferlegten Beruf zu halten. Er war trotzdem nicht unglücklich darüber, weil die Barbara — dieser schwere Name lag auf ihrer zierlichen Gestalt — in ihrer jubelnden Dankbarkeit die rechte Person für ihn war und weil sein tapferer Entschluß, ihr ein glückliches Dasein zu bereiten, einen menschlichen Zweck in sein Leben brachte.

Er feierte mit dem ehrwürdigen Pfarrer — der eigentlich ein Bienenzüchter war und wenig Anteil an den menschlichen Dingen nahm, deren ewige Bedeutung er zu predigen hatte — samt der glückseligen Barbara seine Genesung mit der Verlobung in eins und kehrte als ein anderer in die Garnison zurück, wo er die Umstände seiner Heirat mit der ihm eigenen Sorgfalt ordnete. Daß sein Onkel, der Kriegsblessierte von 1870, diesen Rückfall in die Wiege, wie er es nannte, übel nahm und die pfarrhäusliche Braut nicht sehen wollte, hinderte ihn nicht; Barbara besaß von ihrer verstorbenen Mutter das vorgeschriebene Vermögen und so konnte er auch ohne ihn den Sprung in die Ehe tun. Nach einem halben Jahr holte er sich die Pfarrerstochter in die bescheidene Behaglichkeit einer günstig gemieteten Wohnung, und wenn er schon allein mit seiner Länge in den Straßen der kleinen Stadt eine Sehenswürdigkeit gewesen war, hatte er nun in der Gestalt seiner kleiner braunhaarigen Frau ein lieblisches Anhängsel erhalten, daß man dem Paar erst recht erstaunlich nachsah.

*

Wenn ein Hauptmann der Artillerie sich mit so viel häuslicher Vorliebe eine Frau nimmt, kann es nicht fehlen, daß eines Tages der Nachwuchs kommt; und ob die Kameraden ihre Witze über das mutmaßliche Ergebnis dieser Kreuzung machten, das erste Mädchen war ein wohlgeratenes Abbild der Mutter und garnicht abschreckend, so daß sich in rascher Folge noch drei Weltbürger bei dem Hauptmann Schäfer meldeten, zuerst ein Mädchen, dann zwei Knaben, die als Zwillinge kamen. Damit war es für sein knappes Gehalt und den kleinen Zuschuß genug, oder eigentlich schon zu viel; denn als die acht Füße mit den Jahren immer größere Strümpfe und Schuhe brauchten, konnten sich die Taler im Hauptmannshaushalt allmählich schwer entscheiden, wohin sie am nötigsten gehörten. Unter den Umständen begann auch hier das Vordlicht der Majorsehe zu leuchten, das so manches Offiziersdasein mit seinen Verheißungen über die Hauptmannsjahre fortbringen muß, obgleich seine Kälte den meisten tödlich wird.

Dem langen Hauptmann der munteren Frau Barbara wurde diese Kälte deutlich spürbar. Er selber schätzte sich kaum für einen glänzenden Offizier; er hielt seine Batterie in Ordnung wie ein tüchtiger Vorsteher seinen Bahnhof, aber er wußte wenig mit den Scheinwerfern militärischer Talente zu spielen, wie sie für die Beförderung in der Kälteregion der Stabsoffiziere nötig sind. In den letzten Jahren war er kaum noch der Hoffnung, um die Ecke zu kommen, und da die Hauptmannspension kaum für ihn allein, sicher aber nicht für die sechsfache Existenz seiner Familie reichen konnte, fing selbst die Barbara der schon grau Fäden gut zu dem Altmädchengesicht standen, allmählich an, bedenkliche Aussichten ins bürgerliche Dasein abzuhalten. Nur in dem Hauptmann war die Natur seiner Knabenjahre wieder ganz durchgewachsen; wenn dem Staat daran gelegen hätte, einen rechtschaffenen Hauptmann bis in sein graues Alter zu behalten, ihm wäre es recht gewesen; da es nicht sein konnte, war er sorglos genug, sich durch die Mutterkarten der kleinbürgerlichen Existenz nicht in seinem Gleichmut stören zu lassen, zumal der Zufall ihm auch hier zu helfen schien:

Er hatte bei einer Festlichkeit des Regiments neben einem Herrn von Merbach gesessen, der mit Gichtbeinen abgegangen war und seit Jahren in einem sauberen Rheinort den Bürgermeister spielte, einem erfahrenen Weintrinker, dem die Dinge des Lebens nur noch zu Stammtischwitzen dienten. Irgend etwas an ihm hatte den alten Herrn gerührt, sie waren nach einigen Besuchen auf einen freundschaftlichen Ton gekommen und schließlich galt es für ausgemacht, daß der von Merbach nur noch das Nordlicht des Hauptmanns abwarten wollte, um ihn der kleinen Stadtgemeinde als seinen Nachfolger zu empfehlen. Es war kein Posten für einen Ehrgeiz, aber für seine Neigungen war es genug, und so wartete er gleichmütiger als andere auf den Tag, wo er den Säbel ablegen sollte.

Dieser Tag aber kam anders und als eine Aufregung für die ganze Garnison. Sein Feldwebel war der dienstälteste der Garnison, ein kleiner Kerl von der holländischen Grenze, den sie im Regiment den Eisenbart nannten. Er hatte ihn als kostbaren Besitzstand der Batterie übernommen, und wenn der innere Dienst bei ihm klappte wie auf der Wechselbank, ging alles auf den Nimbus dieser in allen Subalternisöten geschulten Persönlichkeit. Es hatte im Anfang Zeiten gegeben, wo er sich an dem Mann versuchte, um immer die geheimnisvolle Tücke solcher Auflehnung zu erfahren. Seitdem hatte sich sein Verhältnis zu ihm geklärt, so daß kein schuldbewußter Kanonier froher sein konnte als der Hauptmann selber, wenn er an der Spitze der Batterie dem Machtbereich des Eisenbarts entritt.

Von diesem Mann erhielt er einmal in der Frühe die lakonische Meldung, daß er seinen Dienst quittiere und, wenn der Herr Hauptmann die Nachricht in den Händen hielte, schon bei einer anderen Fahne eingetreten sei. Es war an einem Sonntag und der Hauptmann hätte an dem Morgen nur die Kirchenparade gehabt; so saß er noch mit seinen sonntäglich Geputzten bei der Schokolade, als der dienstfreude Gefreite den Zettel brachte. Es war ihm nicht entgangen, daß es am Nachmittag vorher einen Strauß mit dem Regimentszahlmeister gegeben hatte, aber der Eisenbart war schon mit anderen Leuten fertig geworden: so schnallte er nicht einmal in besonderer Sorge um, mehr in Erwartung eines boshaften Scherzes als der hahnebüchenen Wirklichkeit.

In der Kaserne fand er den Bienenschwarm seiner Leute vor den Fenstern der Feldwebelstuben gedrängt, und als er sich nach seiner Art mit keiner Frage aufhielt, lag der Eisenbart gestiefelt und mit allen Denkmünzen angetan auf seinem Lager, nur das Gesicht brandig geschwärzt, weil er sich in den Mund geschossen hatte. Der Hauptmann hatte den gelben und rattenhaften Kerl viel zu sehr gehaßt, um nicht trotz der Stunde zuerst ein erleichtertes Gefühl zu haben, dieses Muster dienstlicher Tüchtigkeit endgültig los zu sein; dann aber empfand er mit einer Ahnung der eigenen Gottesfindschaft, daß hier ein Mensch die Konsequenz seines Schicksals gezogen hatte, und erst als der Schreiber, der mit dem unverhehlten Widerwillen eines Bureausoldaten stramm gestanden hatte, fast auf eine entrüstete

Gedenktage der Woche.

30. Nov. 1817 * Theodor Mommsen, Historiker.
1846 † Friedrich List, Nationalökonom.
1909 † Karl Theodor, Herz. in Bayern, Augenarzt.
1. Dez. 1709 † Abraham a Santa Clara, berühmter Kanzelredner.
1825 † Kaiser Alexander von Rußland.
2. Dez. 1804 Napoleon I. zum Kaiser gesalbt.
1805 Schlacht bei Austerlitz.
1848 Regierungsantritt Kaiser Franz Josefs I.
3. Dez. 1857 † Christian Rauch, Bildhauer.
4. Dez. 1795 * Thomas Carlyle, engl. Historiker.
1813 Das Militärgouvernement wird von Halle nach Halberstadt verlegt. Oberst von Kleist wird Kommandant von Halle.
5. Dez. 1757 Schlacht bei Leuthen.
1791 † Wolfgang Amadeus Mozart.
1835 † Graf August v. Platen, Dichter.
6. Dez. 1804 * W. Schröder-Devrient, berühmte Sängerin.
1834 † L. A. W. Frhr. von Lützow, Freischarenführer.
1892 † Werner v. Siemens, Elektrotechniker.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131130024/fragment/page=0001

Art nach dem Schreibtisch zeigte, wo ein dicker Brief lag, besann er sich wieder auf sein Dienstverhältnis.

Der gelbe Umschlag war versiegelt und mit kalligraphischem Umstand wie sonst ein Dienstbericht an den Hauptmann Schäfer adressiert; auch enthielt er nicht die erwartete Aufklärung, überhaupt keine briefliche Mitteilung, nur auf rot und blau linierten Bogen, wie sie die Geschäftsbücher haben, seitenlange saubere Aufstellungen, am Schluß unterschrieben und dem Hauptmann zum Gegenzeichnen unterbreitet. Erst als er soweit geblättert hatte und enttäuscht die erste Seite wieder vornahm, las er die Ueberschrift: „Aus der Batteriekasse in eigenen Gebrauch genommen", mit schönen Schwüngen wie die Adresse geschrieben und am Lineal zweimal unterstrichen. Mit peinlicher Ordnung waren da die Einnahmen eines Spitzbuben gebucht, addiert, übertragen und mit der Schlußsumme auf eine prahlerische Höhe gebracht. Es dauerte lange, bis der Hauptmann die Wahrheit begriff und noch länger, bis er die Frechheit und den Hohn verstand. Das Todesurteil einer Kanaille und der Abschied eines ehrlichen Hauptmanns, sagte er trotz dem Schreiber laut vor sich hin, als er aufstand, noch vor der Parole Meldung von dem Ereignis zu machen. Den Toten sah er nicht mehr an; nur den Schlüssel nahm er mit von diesen Räumen, die ihm immer wie ein Rattennest verhaßt gewesen waren.

*

So schien es Ernst geworden um das Kind Gottes, und als er einige Wochen später dem Herrn von Merbach einen Besuch machte, war wenig von seinem Gleichmut beim Hauptmann geblieben. Er spürte allerorten, daß er an dem Sonntagmorgen in seiner Batterie unmöglich geworden war und wartete täglich auf einen Wink, Urlaub zu nehmen. Wie es früher geheißen hatte, der Eisenbart mache alles und der Batteriechef habe den Nutzen davon, so hatte er mit seiner langen Figur nur einen Schatten in dem Rimbaus seines Feldwebels vorgestellt hatte: sah er sich jetzt von allen Seiten als verantwortlich entblößt. Und da bei ihm nicht ein Schuß genügte, um Schluß zu machen, weil es sechs Münder waren, und da außerdem weder eine Barbara noch er selber an einen solchen Abschluß dachte, war es eine Art Bittgang, den er da machte.

Um so betroffener war er, wie der alte Herr ihn trotz seiner Gichtbeine am Bahnhof abholte und voll von den gewohnten Scherzen war, als ob er von seinem Mißgeschick nicht das Geringste erfahren hätte. Er fühlte sein Schicksal wie einen Hund, der immer wedelnd und folgsam neben ihm her gelaufen und nun plötzlich von der Tollwut bösartig geworden war, und während er auf der mild besonnten Rheinterrasse ein sauberes Mittagessen verzehren und ein Glas Rauenthaler nach dem andern trinken mußte, übermannte den langen Hauptmann seine Melancholie so sehr, daß er die Sauger nicht mehr verhalten konnte und am liebsten dem spöttischen Bürgermeister mit einem Geständnis um den Hals gefallen wäre. Aber kaum, daß er mit vorsichtigen Worten in die Möglichkeiten seiner Zukunft zielte, so legte der ihm auch schon die Zitterhand abwehrend auf den Arm: es war so, wie er befürchtet hatte, auch für die Verwaltung war er nach dieser Entblößung seiner Vorgesetzten erledigt. Er vermochte die trunkene Lustigkeit seines Gastfreundes, der ihn zum Ueberfluß noch nötigen wollte, auf den vortrefflichen Eisenbart anzustoßen, nicht mehr auszuhalten und fuhr bald nach dem Essen in seine Garnison zurück, erbittert auf das Unrecht, das ihm die Welt antat.

Anderen Morgens aber war ein Brief von dem Merbach da, den er nicht aufmachte, bis er mittags aus der Kajerne kam. Es war eine dünne Schrift, deren Kringel ihn ansahen wie die boshaften Augen des alten Herrn und er mußte ihn dreimal lesen, bevor er den Ernst davon merkte:

„Kind Gottes!

Ahnen Sie denn gar nicht, was für ein Glücksbild Sie sind, daß Ihnen der Eisenbart mit seiner Liste durch das Nordlicht hilft. Zwei Monate später, und es hätte nichts mehr genutzt: nun haben Sie die Erbschaft angetreten und müssen als sein Hauptmann jeden Pfennig abzahlen von Ihrem Gehalt. Ich hoffe, es ist recht viel; denn da die Pensionen vor solchen Eingriffen glücklicherweise geschützt und Sie als Hauptmann völlig hin, reicht es vielleicht noch über den Major zum Oberstleutnant. Am Ende ist es dann nichts mehr mit meiner Nachfolgerschaft: doch will ich gern noch ein paar Jährchen warten.

Es war der erste Brief, den der Hauptmann Schäfer wie einen Talisman mit sich herumtrug, das hatte selbst die Barbara mit ihrer festen Handschrift nicht vermocht; es gab Tage, wo er ihn nicht anzurühren vermochte, aber andere, wo er einen ganzen Abend daran las. Niemand, der die strenge Sachlichkeit militärischer Entschließungen kennt, wird im Ernst behaupten wollen, daß sich auf solchen Erwägungen eine Karriere aufbauen ließe — weil die Kanaillen sonst im Wert stiegen — aber daß sie diesem Kind Gottes einen kostbaren Schutz abheben wollten, darin schien der spöttische Herr von Merbach recht zu haben; denn eine Woche nach der andern stand der Hauptmann Schäfer im Schein des Nordlichts, ohne daß es ihn tötete.

Nach einem halben Jahr hatte Frau Barbara viel zu schaffen, um alles Unentbehrliche für einen Möbelwagen bereit zu machen, der einen östlichen Kurs nahm, weil der lange Schäfer als Major an die russische Grenze rückte. Die Kinder der kleinen Garnison entbehrten eine Schenswürdigkeit, die überdies durch die Gewohnheit so vieler Jahre an Reiz verloren hatte, doch sorgte die Unerschöpflichkeit des Lebens für Ersatz; auch bei dem Bürgermeister der kleinen Rheinstadt, der — wie er spöttisch zu sagen pflegte — unmöglich abwarten konnte, ob diesem Kind Gottes sein Eisenbart nicht auch noch zum Oberstleutnant verhülfe.

Wir saßen am Wege.

Wir saßen am Wege, der Regen rann,
Wir hatten kein Dach, uns zu schützen.
Ich blickte dich trüb und beklommen an,
Du starrtest hinab in die Pfützen.

Wir waren gewandert den langen Tag,
Zwei Kinder der Sorge, der grauen,
Wir suchten nach Obdach — umsonst — wer mag
Landfahrendem Volke vertrauen?

Nun winkte die Stadt, schlank hoben sich
Die Türme und sandten uns Grüße,
Doch mußten wir rasten, es trugen dich
Nicht länger die wunden Füße.

Ich schaute dich an, ein zornger Schmerz
Begann mir die Kehle zu engen:
Wer hieß dich mir folgen? Wer hieß dich dein Herz
An den heimatlos Irrenden hängen?

Wer hieß dich Töxin um ihn, um ihn
Das Haus der deinen verlassen,
Um umsonst wie er durch die Welt zu ziehn,
Deine Heimat der Wald und die Gassen?

Dem Sohne der Not, dem Narr'n des Geschicks
Kann Frauenliebe nicht taugen,
— — Da traf mich der Strahl eines seltsamen Blicks
Aus großen, schimmernden Augen.

„Ich bin zu gern," hobst leise du an,
„Mit dir ins Elend gegangen!"
— — Wir saßen am Wege, der Regen rann,
Wir hielten uns schweigend umfangen.

Martin Drescher.

Ach, der Tango!

Skizze von Käte Damm.

Ilse Konnewitz rang mit einem Entschluß. Sie wäre so gerne noch einige Wochen länger hier geblieben bei Tante Leonie auf deren schönem Gut, wo die herrlichen Tage vom Großstadtlinde so schnell vergangen waren, wie noch nie, in fröhlichem, frischem Schaffen und angeregter Unterhaltung.

Aber Bruder Henning hatte geschrieben, in dem Tango-Zirkel, den einige gemeinsam befreundete Familien eingerichtet hatten, fehlte noch eine Dame — und so war es selbstverständlich, daß Ilse Konnewitz mit dabei sein mußte. Henning schrieb, Tangotanzen müsse heute jeder können, der in die Gesellschaft eintreten wolle. Der Tango sei gleichsam die Ausweiskarte für die Kultur eines Menschen. Eine junge Dame, ein Herr, die nicht Tango tanzen könnten, seien rettungslos dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben, es sei der schlagendste Beweis von Unbildung und Rückständigkeit, wer nicht Tango tanze.

Ilse Konnewitz, die Tochter vermögender und moderner Eltern, lebte in den Anschauungen dieser Welt, sie verstand ihren Bruder, seine Superlative für diese Forderung der neuesten gesellschaftlichen Modelaune. Und wenn sie es auch nicht so recht einsehen konnte, was die Fertigkeit des Tangotanzens mit der Bildung eines Menschen zu tun haben sollte, so durfte man doch nichts versäumen, was zur besten gesellschaftlichen Vollendung gehörte.

Aber — der Abschied von hier würde ihr sehr schwer werden an Tante Leonie fesselte sie ein starkes Heimgefühl und — drüben auf Herischwalde hatte man doch zu schöne Stunden verlebt mit der feinsinnigen Frau von Herisch, die bei dem Sohn, dem jungen Besitzer, lebte. Ob Walter von Herisch es wohl auch zur Bildung notwendig hielt, daß man Tango tanzen konnte, Er tanzte ihn gewiß nicht und war doch ein so vornehmer, selbstsicherer Mann. — Schließlich kam Ilse auf den Anschlag, der Tante erst morgen von ihrer bevorstehenden Abreise Mitteilung zu machen.

Tante Leonie hatte sie, seit sie im April so krank gewesen und der Arzt zur Erholung den Aufenthalt auf dem Lande für notwendig erachtet hatte, so treu gepflegt. — Ilse hatte von Tag zu Tag gefühlt, wie ihr Körper erstarkt war an der frischen Luft, bei der geerdneten täglichen Lebensweise, in der Hut der still sorgenden Frau mit den milden, freundlichen Zügen.

Mehr als einmal war ihr der Gedanke gekommen, weshalb Tante Leonie, die eine Cousine ihres Vaters war, sich nicht verheiratet, sondern sich schon als kaum Dreißigjährige das kleine Gut gekauft und seither zwanzig Jahre mit glänzenden Erfolgen bewirtschaftet hatte, eine stolze, hochgemute Frau, geliebt und verehrt von allen, die mit ihr in Berührung kamen.

Die Tür ihres Zimmers wurde sacht geöffnet, Leonie von Wendeborn schaute herein, fertig zum Ausgang gerüstet: „Du kommst doch mit hinunter nach Krüpenhagen. Baron Wildenitz hat Geburtstag, wir wollen ihm gratulieren."

Gratulieren — ! Ilse erschrak fast — der arme Baron Wildenitz, dessen Füße ganz, dessen Arme und Hände halb gelähmt waren, hatte doch kein Glück mehr zu erwarten.

Der kranke Baron hatte sich mit einem Pfleger und Diener bei weitläufigen Verwandten in der Forstmeisterei in dem eine halbe Stunde vom Gut gelegenen Dorf schon seit Jahren in Pension begeben. Ilse war schon öfter mit der Tante Gast bei Forstmeisters gewesen und hatte gesehen, wie die traurigen Augen des lahmen, hilflosen Mannes aufleuchteten, wenn Leonie kam, ihm selbstbereitetes Gelee, Obst aus ihrem Garten brachte und mit ihm von allen möglichen Dingen sprach, die den Kranken interessierten. Und das war viel: Politik und Volkswirtschaft, Literatur, Kunst und Wissenschaft, soziale Fragen, Heraldik und Familiengeschichte.

„Ach ja, Tante Leonie!" Es war ihr eine Erleichterung, nicht mit ihren Gedanken sich beschäftigen zu müssen, die ihr das Fortgehen von hier zur unabweisbaren Pflicht machten.

Da saß der hilflose Mann in seinem Fahrstuhl auf der Veranda, die am sonnigen Giebel des Hauses für ihn eigens war, in all' dem lachenden Sonnenschein des Herbsttages, und fast nie war Ilse der schmerzvolle Gegensatz mehr aufgefallen als heute.

Sich nicht rühren können! Stets der Hilfe bedürfen! Nicht einmal die Blätter des Buches umwenden — sondern warten, immer warten, bis jemand kam — wie schrecklich kummervoll das war! Er sah auch immer so kummervoll aus, nur wenn Tante Leonie kam, dann trat ein Leuchten in die Augen, dann glitt ein Lächeln über die eingefallenen Züge, dann machte er wohl der Versuch, die rechte Hand zum Gruß zu heben — vergeblich.

Ilse wurde durch die Frau Forstmeister einen Augenblick aufgehalten, so kam sie später und unbemerkt an die Veranda just in dem Augenblick, als der Kranke sagte: „Leonie, ich möchte Ihnen dankbar die Hände küssen, ich möchte des Lebens höchstes Glück auf Sie herabrufen — weil ich ohne Sie und Ihre Besuche tot wäre — nicht nur mit meinen toten Armen und Füßen, sondern tot an Leib und Geist. Daß ich noch eine Spur von Freude finde am Leben — das ist Ihr Werk, nur — ich habe das nicht verdient."

„Wenn Sie an vergangenen Zeiten rühren, Richard Wildenitz, so kommt ich nie wieder zu Ruhe. Sie wissen, ich halte mein Wort."

Das dürre Land unter Ilses Füßen reichelte, sie trat schnell näher und brachte ihren Glückwunsch an. Merkwürdig, als sie mit Tante Leonie den Gang angetreten, hatte sie geglaubt, an nichts anderes denken zu können, als an die Zukunft, an die Veränderung ihres Lebens, die Heimkehr nach Berlin und den Tangozirkel, und nun war sie doch mit ganzer Seele wieder hier bei dem sechzigjährigen gelähmten Mann, bei der fünfzigjährigen Frau, deren Haar frühgebleicht an den Schläfen lag, in deren feinen Zügen schmerzvolle Runen standen, und — in dem großen, schönen Herrenhause, auf Herischdorf oder dort im Garten — es war ihr fast unerträglich, daß sie hier fort sollte, um notwendig Tango tanzen zu lernen.

Als sie nach einer Stunde langsam im Sonnenschein durch die Felder mit Tante Leonie heimging, sagte sie: „Weshalb hat der Baron Wildenitz nicht geheiratet, Tante Leonie, dann wäre er doch nicht gar so einsam, denn der Forstmeister hat seinen Beruf und die Frau Forstmeisterin hat ihr Wunder mit den Kindern, und der Pfleger wird gut bezahlt, der tut's nicht aus Liebe — das alles muß furchtbar traurig sein. Er war doch früher gewiß auch gesund und froh."

„Kind — du hast du recht, er war gesund und lebensfroh, ein tüchtiger Soldat, ein freundlicher, liebenswürdiger Mensch, aber — es wurde sein Verhängnis, daß er an unwichtigen Aeußerlichkeiten hing, daß er über kleinlichen Dingen das Weite, Große vergaß. — Und als er die kleinlichen, äußerlichen Dinge abstreifte, gering achten lernte gegen die großen Dinge des Lebens, da war es zu spät — da kam das tückische Leiden — und da mußte er nun einsam bleiben."

„Hatte er denn eine Braut, Tante Leonie, die ihn verließ?"

„Nein, Ilse, Richard Wildenitz trennte sich von dem Mädchen seiner Wahl, das ihn treulichst liebte, noch ehe er die entscheidende Frage getan hatte."

Leonie, die alternde, schlanke Frau, sah hinaus ins Weite, und Ilse wußte mit einem Male, wer Richard Wildenitz' Erwählte gewesen:

„O, Tante Leonie."

Eine Frage und die Antwort lagen in dem Ausruf, und Leonie wendete ihren Blick auf die junge Nichte:

„Ja, Kind — ich und Wildenitz, wir hatten uns lieb — ich ihn auch, trotzdem ich seine allzu große Schwäche für den Glanz und manche Oberflächlichkeit kannte — und strahlend in Jugendfrohsinn und Lebenslust fuhr ich mit den Eltern zu meinem ersten Ball. Ich hatte, wie das ja in unsern Kreisen Sitte ist, natürlich Tanzunterricht gehabt und konnte tanzen, wußte aber nicht, daß ich es durchaus nicht zu besonderer Fertigkeit darin gebracht hatte, ich hatte doch mit Richard Wilbenitz, der meines Vaters Adjutant war, den Walzer so schön getanzt, wenigstens dachte ich es. Später, ich weiß nicht, wie es kam, hörte ich, als mein Platz just an einem zugezogenen Vorhang war, hinter dem sich eine Rauchnische befand, daß dort einer der älteren Leutnants des Regiments zu Richard sagte: „Nun, Wildenitz, ich dachte schon, vor dem Ball Ihre Verlobungsanzeige mit Leonie von Wendeborn zu bekommen — und scharf und klar Richards Antwort: „Ich freue mich, daß ich bis nach dem Ball gewartet habe — ich werde mich zurückziehen — ich heirate mir keine Frau, die nicht einmal flott tanzen kann."

Ich hörte auch noch die ruhige warnende Stimme des andern: „Wildenitz, was sagen Sie da! Sie tanzen doch nicht durchs Leben. Tanzen ist doch nicht die Hauptsache!"

Was sie sonst noch sprachen, habe ich nicht gehört — alles rauschte vor meinen Ohren und Augen, aber ich wurde nicht ohnmächtig, ich wurde nicht krank — ich blieb aufrecht und stolz — wenn ich auch nicht tanzen konnte, mein Leben sollte doch wertvoll und nützlich sein. Das gelobte ich mir in jenen Tagen, da mein Herz schmerzvoll seine junge Liebe begrub. Ich habe nie wieder einen Ball besucht, nie wieder getanzt, Vater nahm den Abschied und wurde krank, noch vor ihm ging die Mutter heim, dann war ich Vaters Pflegerin in letzter langer Krankheit, und als er tot war, da floh ich aus der Stadt mit ihren schnell wechselnden Moden, ihren Schlagworten, ihrem lauten Gebahren, und kaufte mir mein liebes Gut, dem meine Treue und Liebe allein gehörte. Meine Treue und Fürsorge muß nun aber, da zufällig Wildenitz nach fast dreißig Jahren wieder in meinen Kreis trat — krank, hilflos und einsam — das Gut mit ihm teilen, so lange er lebt. Ich kann ihn heut noch für Stunden beglücken, dazu braucht man keine Fertigkeit im Tanzen, in tausend einsamen Schmerzensstunden hat Richard Wildenitz das erfahren und die ganze Bitternis dieses übereilten Urteils. Nun müssen wir uns, so gut es geht, beide abfinden damit —"

Ilse griff nach Leonies Hand und küßte sie, aber sie sagte kein Wort — — — Bruder Hennig hatte geschrieben, Tango sei jetzt die Hauptsache — und sie hatte das einen Augenblick geglaubt!

Ein junger Herr und eine ältere Dame kamen über den Weg, der an der Herischsdorfer Feldmark entlang auf Leonies Gut führte, und es machte sich ganz natürlich, daß Frau von Herisch mit Leonie ging, während Walter neben Ilse hinterherschritt. Von der Winterfaat sprach er und von dem ländlichen Winterleben, von den mancherlei Verbesserungen, die er für seine Leute plante in bezug auf neue bequeme Wohnungen, auf Kinderhort und gesellige Vergnügungen für die tanzfrohe Jugend, und Ilse, die eigentlich hatte sagen wollen: „Dann bin ich schon fort, ich muß bald nach Berlin, ich muß durchaus Tango lernen", hörte aufmerksam zu. Ein eigentümliches Gefühl ließ sie nicht dazu kommen.

Und als Walter Herisch, kurz ehe der Gutshof der Tante vor ihnen auftauchte, etwas zurückbleibend, ihre Hand faßte und sagte: „Uns das Liebste und Schönste für mein Leben wäre, wenn Sie, Ilse, mir bei alle dem helfen wollten — meine Mutter ist müde und will auf ihren Witwensitz ziehen", da wußte sie, daß der erste Offizier damals ein wahres Wort gesprochen hatte zu Wildenitz, dem armen, kranken Wilbenitz: „Man tanzt doch nicht durchs Leben."

Sie wußte, daß man, besonders als Gutsfrau, mit festem, sicherem Schritt durchs Leben gehen muß, und ihr dünkte das ein Glück, so an Walter Herischs Seite zu gehen.

So flog denn, neben Walters und ihrem Schreiben an die Eltern, ein Briefchen von Ilse an Bruder Hennig nach Berlin:

„Sucht euch eine andere Dame zum Tango — ich muß, wenn ich für die kurze Brautzeit heimkomme, alles mögliche andere lernen, was mir auf Herischdorf unentbehrlich sein wird, und Tango ist doch nicht die Hauptsache, denn Walter meint auch, man tanzt doch nicht durchs Leben."

Aus der Welt der Frau.

Stand lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt.
Heinr. v. Kleist.

Für das gefunkene, gefallene, entadelte Weib ist selten Rettung.
Friedr. Ludw. Jahn.

Die Kunst, die Pelzstola zu tragen.

Die Pelzstola ist heute an Länge und Breite so gewachsen, daß sie nicht mehr nur ein bloßes Zier- und Ergänzungsstück ist, sondern, daß sie beginnt, einen selbständigen Kleidungswert zu erhalten; sie wird ein besonderes Kleidungsstück mit eigenem Charakter wie der Mantel oder der Rock. Aber sie verlangt, mehr als jeder andere Kleidungsstil, kunstvoll getragen zu werden. Ihre Handhabung ist durchaus nicht leicht und sie erfordert viel künstlerischen Gesamtsinn. Sie wurde bisher entweder um den Hals geschlungen und mit den Enden frei nach unten hängend getragen oder konnte auch schärpenartig um den Leib gewunden und in einen losen Knoten befestigt werden. Die letzte Neuheit aber sind Pelzstolen von solcher Ausdehnung, daß sie als richtige Mäntel arrangiert werden können. Sie sind bedeutend länger, als der Körper, so daß sie mehrmals, von der Schulter aus um Brust und Taille geschlungen werden können und so, in einem überaus reizvollen Linien- und Lichterspiel, der diesjährigen Wintermode ein besonders eindrucksvolles Aussehen verleihen. Sie kann entweder von der Schulter aus in einem schweren, großlinigen Wurf, über den Rücken gelegt, und von unten her wieder über die Achsel gezogen werden. Dieses ist die Tuchform. Sie kann aber auch um beide Schultern gelegt sind unter den Armen kreuzweise durchgezogen werden, die Enden lose nach unten fallend, und gibt so eine originelle, entzückende Wirkung. Sie bevorzugt bei jeder kapuzenähnlich den schönggezeichneten Preitschwanz, überhaupt mehr kurzhaarige Felle, wie z. B. Persian und Nörz.

Spitzenluxus in früheren Zeiten.

Die jüngsten Moden weisen der Spitze wieder einen Ehrenplatz im Reiche der Frauenkleidung an, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß wir einer neuen Aera des Spitzenluxus entgegengehen. Aber wie hoch die Summen auch erscheinen, die heute eine elegante Frau für die moderne Spitzenliebhaberei ausgibt: noch hat die Gegenwart jenen einzigartigen Spitzenluxus nicht wieder erreicht, der das 18. Jahrhundert brauchte und die schönen oder reichen Frauen jenes Zeitalters ganze Vermögen in Spitzen anlegen ließ. Die Rechnungen der Gräfin Dubarry geben davon einen Vorgeschmack, bei dem man nicht vergessen darf, daß das Geld eine ungleich größere Kaufkraft als heute besaß und wohl doppelt so viel wert war. Trotzdem machte die Dubarry nicht viel Aufhebens davon, wenn sie für die Spitzengarnitur eines englischen Kleides die hübsche Summe von 8823 Franken anlegte, für eine kleine schmale Bettdecke, gewissermaßen nur einen Läufer, wandte sie 2332 Franken an, und aus den Memoiren des Herzogs von Luynes erfahren wir, daß die Bettläufer seiner Gemahlin, in England geklöppelte Spitzen, die hübsche runde Summe von 30 000 Dukaten, also gegen 150 000 Franken kosteten. Als im Jahre 1759 die älteste Tochter Ludwigs XV., dem Infanten Spaniens die Hand zum Lebensbunde reichte, gab sie nach der Zusammenstellung ihrer Brautausstattung allein für Spitzen 695 000 Franken aus.

Der Siegeszug der Spitze hat in Frankreich unter der Regierung Heinrichs III. eingesetzt und breitete sich rasch über die Nachbarländer aus: es war die Zeit, da der Mantelkragen aus Spitzen Mode war und nur die kostbarsten, feinsten Spitzen verarbeitet wurden. Die Mode war allgemein, sie beschränkte sich keineswegs auf die Frauen. Nach kostbaren Spitzen machten die Herren nicht weniger Jagd als die Damen, ja die Ueberlieferung erzählt, daß Heinrich III. auf seine Spitzenkragen so viel hielt, daß er es nicht verschmähte, sie selbst zu waschen und aufzubügeln. In späteren Zeiten, unter dem Schutze Ludwigs XIV. und seines Ministers Colbert, war die Spitzenindustrie in Frankreich bereits so weit erstarkt, daß sie den Kampf mit den ausländischen Spitzen aufnehmen konnte. Es war guter Ton, leichte Morgengewänder zu tragen, die nur aus den kostbarsten und feinsten Spitzen bestanden, und unter Ludwig XVI. war es der Ehrgeiz aller Damen, mit ihren Spitzen die Rivalin zu übertreffen. Die Kreise, die dann bisweilen besucht wurden, überstiegen alle Grenzen; bald begannen auch die Diener das Vorbild ihrer Herrschaft nachzuahmen, und gar mancher von ihnen zögerte nicht, seinen ganzen Lohn nur für Spitzen auszugeben und sogar noch Schulden zu machen.

Wie Araberinnen ihre Männer erziehen.

Die englischen Suffragetten haben kein Monopol auf Ideen, wie das zarte Geschlecht sich gegen brutale Uebergriffe der Männerwelt schützen kann. Die Araberinnen von Tripolis, die Frauen von Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, haben ohne Theorie, nur aus dem Instinkt heraus, das Problem gelöst. Ein italienischer Offizier, der in Murzuk liegt, erzählt nicht ohne Verwunderung von dem eigenartigen Machtmittel, das die Frauen anwenden, wenn sie von ihrem Ehemanne beleidigt oder mißhandelt werden. Sobald eine Frau sich in ihrer Würde als Gattin oder Mutter beleidigt fühlt, eilt die Gekränkte vor die Wohnung des Scheiks und stößt hier einen charakteristischen Schrei aus. Sofort eilen überallher die Frauen und Mädchen herbei, und alsbald wird die Tscharamafia proklamiert. Und das ist nicht anderes als ein regelrechter Streik: alle Frauen legen sofort ihre häusliche Tätigkeit nieder und rühren keinen Finger mehr. Je nach der Schwere der Beleidigung dehnt sich der Streik bisweilen über 4 bis 5 Tage oder Wochen aus. Und er endet meist nur durch die Vermittlung eines Notablen oder eines Marabus, der dem Schuldigen eine Strafe auferlegt: er muß der beleidigten Frau Süßigkeiten machen, wohlriechende Essenzen und — Butter. Die Persönlichkeiten, die bei solchen Krisen als Vermittler wirken, werden von den Eingeborenen die „Met Eu Rau" genannt und genießen bei den Frauen dauernde Achtung.

Ein Besuch in der japanischen Frauenuniversität.

Die „neue Frau" hat sich im Lande der aufgehenden Sonne bereits eine wichtige Stellung im Kulturleben erworben, und dies gerade deshalb, weil sich die Frauenbewegung von Anfang an in gemäßigten Formen entwickelt hat. Wohl gibt es auch in Japan eine Anzahl „Suffragetten", die gleiche Rechte mit dem Mann verlangen, aber sie bilden nur eine verschwindende Ausnahme und sind in zwei, höchstens drei wenig bedeutenden Klubs zusammengeschlossen. Die überwiegende Mehrzahl der fortschrittlich gesinnten Japanerinnen hat mit den alten schönen Traditionen nicht gebrochen, trägt noch die anmutige orientalische Kleidung und strebt danach, Geist und Körper in möglichst vollkommener Weise auszubilden, aber ohne jede Vernachlässigung der Eigenschaften und Künste, die das eigentliche Reich der Frau bilden. Das offenbart sich wohl am deutlichsten in der großen japanischen Frauenuniversität, die im Jahre 1900 unter der Leitung von Tokyo Narase in Tokio eröffnet wurde.

Der französische Reisende Francois de Tessan hat das einzigartige Institut besucht und berichtet über diese Musterhochschule in der Illustration. Der Gründer und jetzige Leiter Kinzo Narase ist ein ausgezeichneter Pädagoge, der seit mehr als 20 Jahren eine hervorragende weiblichen Unterrichts in Japan durchführen will. Er hat wohl auf seinen Reisen in Amerika abendländische Frauenschulen studiert und von ihnen gelernt, aber seine Absicht war nicht, als ihm endlich nach vielen Schwierigkeiten und Kämpfen mit Hilfe führender Persönlichkeiten die Einrichtung der Frauenuniversität gelang, fremde Vorbilder nachzuahmen, sondern etwas eigentümlich Japanisches zu schaffen.

„Wir wollen in unsern jungen Mädchen vor allem das Gefühl der Verantwortlichkeit erwecken," so entwickelte er dem Franzosen sein Programm; „sie sollen nicht mehr wie früher dem Manne dienende, unselbständige Geschöpfe sein, ohne ein nationales Ideal, ohne persönliche Tatkraft. Wir haben keineswegs die Absicht, blindlings die Einrichtungen Amerikas oder Europas zu kopieren und aus den Japanerinnen Blaustrümpfe oder Emanzipierte zu machen, die sich einbilden, die Stelle des Mannes vertreten zu können. Unser Ziel ist gerade im Gegenteil, ihnen zugleich ein tieferes Gefühl für ihre Rolle im Haus und eine höhere Vaterlandsliebe einzuimpfen. Wir wollen, daß sie, wenn sie aufgeklärte Frauen werden, vor allem Japanerinnen bleiben. Zu Anfang klagte man uns an, daß wir die Vergangenheit mit Füßen treten wollten, aber die Erfahrung hat das Gegenteil bewiesen. Unsere Studentinnen halten durchaus an den alten Traditionen fest. Wie Sie feststellen können, kleiden sie sich wie ihre Mütter und Großmütter, und die deutsche Fakultät ist die für die häusliche Wissenschaft. Mit Ausnahme der Mädchen, die sich zu dem Lehrerinnenberuf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131130024/fragment/page=0002